

dtv

»Was soll man von dir halten – ein Hexer, der jeden zweiten Tag ein einträgliches Angebot ausschlägt? Die Hirikka tötetest du nicht, weil die am Aussterben sind, den Streitling nicht, weil er unschädlich ist, die Nächtin nicht, weil sie nett ist, den Drachen nicht, weil's der Kodex verbietet ...«

Der Hexer Geralt von Riva verdient seinen Lebensunterhalt recht und schlecht mit dem Beseitigen von allerlei Ungeheuern. Nicht selten begegnen ihm die Leute, die ihn anheuern, mit tiefem Argwohn. Doch damit kann er leben. Obwohl es sein Ehrenkodex eigentlich verbietet, schließt er sich einer Gruppe von Drachenjägern an – denn die Zauberin Yennefer, seine verlorengelaubte Geliebte, ist unter ihnen. Aber die Interessen der Jäger sind zu unterschiedlich: Es beginnt ein Kampf jeder gegen jeden. Und ganz allmählich wird eine Bedrohung der festgefühten Ordnung spürbar ...

Andrzej Sapkowski, geboren 1948, ist Wirtschaftswissenschaftler, Literaturkritiker und Schriftsteller. Er lebt in Łódź. Sein Fantasy-Zyklus über den Hexer Geralt erreicht weltweit Millionen-Auflagen und wurde 1998 mit dem Literaturpreis der wichtigsten polnischen Wochenzeitung ›Polityka‹ ausgezeichnet. Höchst erfolgreich ist auch Sapkowskis Mittelalter-Trilogie um den schlesischen Medicus Reinmar von Bielau: ›Narrenturm‹, ›Gottesstreiter‹ und ›Lux perpetua‹.

Andrzej Sapkowski

Das Schwert
der Vorsehung

Aus dem Polnischen
von Erik Simon

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Ungekürzte Ausgabe 2008
11. Auflage 2015
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1992 Andrzej Sapkowski
Titel der polnischen Originalausgabe:
»Miecz przeznaczenia«
© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Mit freundlicher Genehmigung von
Niezależna Oficyna Wydawnicza NOWA, Warschau
Deutsche Erstveröffentlichung: München 1998
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Darren Winter
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Stempel Garamond 10,63/12,76
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21069-0

Inhalt

| | |
|---------------------------------|-----|
| Die Grenze des Möglichen | 7 |
| Ein Eissplitter | 107 |
| Das Ewige Feuer | 161 |
| Ein kleines Opfer | 228 |
| Das Schwert der Vorsehung | 307 |
| Etwas mehr | 390 |

Die Grenze des Möglichen

I

Der kommt da nicht mehr raus, sag ich euch«, erklärte der Picklige mit überzeugtem Kopfnicken. »Es ist schon ein und eine Viertelstunde her, dass er hineingestiegen ist. Mit dem ist es aus.«

Die Bürger, die sich um die Ruinen drängten, schwiegen, den Blick auf die im Schutt klaffende Öffnung geheftet, auf den halbverschütteten Eingang in das Gewölbe. Ein dicker Mann im goldenen Wams trat von einem Fuß auf den anderen, räusperte sich, nahm das zerknitterte Barett vom Kopf.

»Wir wollen noch etwas warten«, sagte er und wischte sich den Schweiß aus den dünnen Brauen.

»Worauf?«, schnaubte der Picklige. »In dem Verlies sitzt ein Basilisk, habt Ihr das vergessen, Schulze? Wer da reingeht, ist schon verloren. Sind doch genug Leute da umgekommen. Worauf also warten?«

»Wir haben es ja vorher so abgemacht«, murmelte der Dicke unsicher. »Haben wir doch?«

»Abgemacht habt Ihr's, als er noch lebte, Schulze«, ließ sich der Gefährte des Pickligen vernehmen, ein Riese mit lederner Fleischerschürze. »Aber jetzt ist er tot, das ist sonnenklar. Es stand von vornherein fest, dass er ins Verderben geht, wie die anderen. Er ist ja sogar ohne Spiegel

gegangen, nur mit dem Schwert. Aber ohne Spiegel kriegt man keinen Basilisken tot, das weiß jeder.«

»Das Geld habt Ihr gespart, Schulze«, setzte der Picklige hinzu. »Denn für den Basilisken zu bezahlen braucht Ihr auch niemanden. Also geht alle ruhig nach Hause. Aber das Pferd und die Habe des Zauberers nehmen wir uns, wär ja schade drum.«

»Ja«, sagte der Fleischer. »'ne stattliche Stute, und auch die Satteltaschen sind nicht schlecht gefüllt. Lasst uns nachschauen, was drin ist.«

»Wieso? Was soll das?«

»Seid still, Schulze, und mischt Euch nicht ein, sonst kriegt Ihr Scherereien«, warnte ihn der Picklige.

»'ne stattliche Stute«, wiederholte der Fleischer.

»Lass das Pferd in Ruhe, mein Lieber.«

Der Fleischer wandte sich langsam zu dem Fremden um, der aus einer Mauerlücke hervorkam, hinter den Leuten hervor, die vor dem Eingang ins Verlies standen.

Der Fremde hatte lockiges, dichtes kastanienfarbenedes Haar, er trug einen braunen Umhang über dem gefütterten Rock und hohe Reiterstiefel. Und keine Waffen.

»Geh von dem Pferd weg«, wiederholte er mit giftigem Lächeln. »Was soll denn das? Ein fremdes Pferd, fremde Satteltaschen, fremdes Eigentum, und du beäugst es mit deinen Triefaugen, streckst deine räudige Hand danach aus? Gehört sich das?«

Der Picklige schob langsam die Hand unter sein Wams und schaute den Fleischer an. Der Fleischer nickt erst ihm zu, dann der Gruppe, aus der noch zwei kräftige, kurzgeschorene Kerle traten. Beide trugen Knüppel, wie man sie im Schlachthaus zum Betäuben des Viehs benutzt.

»Wer seid Ihr denn«, fragte der Picklige, ohne die Hand aus dem Wams zu nehmen, »dass Ihr uns lehren wollt, was sich gehört und was nicht?«

»Das geht dich nichts an, mein Lieber.«

»Ihr tragt keine Waffen.«

»Stimmt.« Der Fremde lächelte noch giftiger. »Ich trage keine.«

»Das ist nicht gut.« Der Picklige zog die Hand mit einem langen Messer darin aus dem Wams. »Das ist gar nicht gut, dass Ihr keine tragt.«

Auch der Fleischer zog ein Messer hervor, lang wie ein Hirschfänger. Die beiden anderen traten vor, die Knüppel erhoben.

»Ich brauche keine zu tragen«, sagte der Fremde, ohne sich von der Stelle zu rühren. »Meine Waffen folgen mir nach.«

Hinter den Ruinen kamen mit leichtem, sicherem Schritt zwei junge Mädchen hervor. Augenblicklich wich die Menge zurück, zerstreute sich.

Die beiden Mädchen lächelten, ließen die Zähne blitzen und die Augen funkeln, von deren Winkeln die breiten blauen Streifen einer Tätowierung zu den Ohren liefen. Auf den kräftigen Schenkeln, die unter den um die Hüften geschlungenen Luchsfellen zu sehen waren, und den bloßen runden Armen oberhalb der Kettenhandschuhe spielten die Muskeln. Über den ebenfalls von Kettenhemden bedeckten Schultern ragten die Griffe von Säbeln empor.

Langsam, schön langsam beugte der Picklige die Knie, ließ das Messer fallen.

Aus dem Loch im Schutt ertönte das Poltern von Steinen, worauf aus der Finsternis Hände auftauchten und den schartigen Mauerrand packten. Nach den Händen erschienen nach und nach: ein Kopf mit weißen, von Ziegelstaub bedeckten Haaren, ein bleiches Gesicht, das Heft eines Schwertes, das hinter den Schultern emporragte. Die Menge begann zu murmeln.

Der Weißhaarige bückte sich und zog aus dem Loch eine sonderbare Gestalt, einen wunderlichen Körper, in blutverschmierten Staub gehüllt. Er hielt das Geschöpf am langen, echsenartigen Schwanz gepackt und warf es wortlos dem dicken Schulzen vor die Füße. Der Schulze sprang zurück und stolperte über einen Mauerbrocken, den Blick auf den gebogenen Vogelschnabel gerichtet, die ledrigen Flügel und die schuppenbedeckten Pfoten. Auf den aufgedunsenen Kropf, einst karminrot, jetzt schmutzig rötlich. Auf die glasigen, eingesunkenen Augen.

»Da ist der Basilisk«, sagte der Weißhaarige und klopfte sich den Staub von der Hose. »Wie vereinbart. Meine zweihundert Lintar, wenn's beliebt. Gute Lintar, wenig beschnitten. Ich prüf nach, ich sag's gleich.«

Der Schulze kramte mit zitternden Händen einen Geldbeutel hervor. Der Weißhaarige sah sich um, ließ den Blick einen Moment lang auf dem Knienden verharren, auf dem zu seinen Füßen liegenden Messer. Er schaute den Mann im braunen Umhang an, die Mädchen in den Luchsfellen.

»Wie üblich«, sagte er und nahm die Geldkatze aus den bebenden Händen des Schulzen. »Ich riskier euretwegen für ein paar Pfifferlinge den Hals, und ihr macht euch inzwischen über meine Sachen her. Ihr ändert euch nie, hol euch der Teufel.«

»Wir haben nichts angerührt«, murmelte der Fleischer und wich zurück. Die beiden mit den Knüppeln waren längst in der Menge untergetaucht. »Wir haben Eure Sachen nicht angerührt, Herr.«

»Sehr erfreut.« Der Weißhaarige lächelte. Angesichts dieses Lächelns, das auf dem bleichen Gesicht erblühte wie eine aufbrechende Wunde, begann sich die Menge rasch zu zerstreuen. »Und darum, Brüderchen, werde ich dich auch nicht anrühren. Geh in Frieden. Aber geh schnell.«

Der Picklige wollte sich ebenfalls zurückziehen, rückwärts. Die Pickel auf seinem bleich gewordenen Gesicht traten plötzlich hässlich hervor.

»He, warte«, sagte der Mann im braunen Umhang zu ihm. »Du hast etwas vergessen.«

»Was ... Herr?«

»Du hast das Messer gegen mich gezückt.«

Das größere der beiden Mädchen, das breitbeinig stand, bewegte sich plötzlich, drehte sich in der Hüfte. Ohne dass jemand gesehen hätte, wie sie den Säbel zog, pfiff dieser scharf durch die Luft. Der Kopf des Pickligen flog in hohem Bogen in die dunkle Öffnung des Verlieses. Der Körper fiel steif und schwer wie ein gefällter Baumstamm zwischen den Ziegelschutt. Die Menge schrie auf wie mit einer Stimme. Das andere Mädchen, die Hand am Heft, drehte sich behende um und gab Rückendeckung. Es war nicht nötig. Über die Trümmer stolpernd und sich drängend, lief die Menge zur Stadt, so schnell sie nur konnte. An der Spitze rannte mit beeindruckenden Sätzen der Schulze, der den riesenhaften Fleischer um etliche Klafter überholt hatte.

»Ein hübscher Hieb«, bemerkte der Weißhaarige kalt und schirmte mit der Hand im schwarzen Handschuh die Augen gegen die Sonne ab. »Ein hübscher Hieb mit einem serrikanischen Säbel. Ich verneige mich vor der Tüchtigkeit und der Schönheit der freien Kriegerinnen. Ich bin Geralt von Riva.«

»Und ich«, der Unbekannte im braunen Umhang zeigte auf ein verschossenes Wappen auf der Vorderseite seiner Kleidung, das drei schwarze Vögel darstellte, die in einer Reihe in einem ungeteilten goldenen Feld saßen, »ich bin Borch, genannt Drei Dohlen. Und das sind meine Mädchen, Tea und Veä. So nenne ich sie, denn bei ihren richtigen Namen kann man sich die Zunge bre-

chen. Sie sind beide, wie du richtig erraten hast, Serrikanerinnen.«

»Ihnen habe ich es anscheinend zu verdanken, dass mir Pferd und Habe geblieben sind. Ich danke euch, Kriegerinnen. Ich danke auch Euch, Herr Borch.«

»Drei Dohlen. Und schenk dir den ›Herrn‹. Hält dich etwas an diesem Ort, Geralt von Riva?«

»Ganz im Gegenteil.«

»Hervorragend. Ich habe einen Vorschlag – hier in der Nähe, bei der Weggabelung an der Straße zum Flusshafen, gibt es eine Herberge. Sie heißt ›Zum Nachdenklichen Drachen‹. Die Küche dort hat in der ganzen Gegend nicht ihresgleichen. Dorthin bin ich eigentlich unterwegs, um was zu essen und ein Nachtlager zu bekommen. Es wäre mir lieb, wenn du mir Gesellschaft leisten wolltest.«

»Borch« – der Weißhaarige wandte sich vom Pferd ab, schaute dem Unbekannten in die hellen Augen –, »ich möchte nicht, dass es zwischen uns Unklarheiten gibt. Ich bin Hexer.«

»Das hab ich mir gedacht. Aber du sagst es in einem Ton, als würdest du sagen: ›Ich bin aussätzig.‹«

»Es gibt Leute«, sagte Geralt langsam, »die die Gesellschaft von Aussätzigen der eines Hexers vorziehen würden.«

»Es gibt auch Leute« – Drei Dohlen lächelte –, »die ein Schaf einem Mädchen vorziehen. Nun ja, sie können mir nur leidtun, die einen wie die anderen. Ich bleibe bei meinem Angebot.«

Geralt zog den Handschuh aus, drückte die ihm dargebotene Hand. »Ich nehme an und freue mich über unsere Bekanntschaft.«

»Also dann, auf den Weg; ich habe nämlich Hunger.«

II

Der Herbergswirt wischte mit einem Lappen über die rauen Tischbretter, verneigte sich und lächelte. Ihm fehlten zwei Vorderzähne.

»Soo ...« Drei Dohlen ließ den Blick kurz auf der rußigen Zimmerdecke und den darunter hausenden Spinnen verweilen. »Für den Anfang ... Für den Anfang Bier. Damit du nicht zweimal zu gehen brauchst, gleich ein ganzes Fässchen. Und dazu ... Was kannst du zum Bier empfehlen, mein Lieber?«

»Käse?«, schlug der Wirt unsicher vor.

»Nein.« Borch verzog das Gesicht. »Käse gibt's zum Nachtisch. Zum Bier wollen wir was Saftiges und Scharfes.«

»Sehr wohl.« Der Wirt lächelte noch breiter. Die beiden Vorderzähne waren nicht die einzigen, die ihm fehlten. »Aale mit Knoblauch in Olivenöl und Essig oder marinierte grüne Paprikaschoten ...«

»In Ordnung. Sowohl als auch. Und dann Suppe, so eine, wie ich sie hier mal gegessen habe, da schwammen verschiedene Muscheln, Fischchen und anderes schmackhaftes Viehzeug drin.«

»Flößersuppe?«

»Genau. Und dann Lamnbraten mit Zwiebeln. Und dann ein Schock Krebse. Tu so viel Dill in die Töpfe, wie reinpasst. Und dann Schafskäse und Salat. Und dann sehen wir weiter.«

»Sehr wohl. Für alle, also viermal?«

Die größere der Serrikanerinnen schüttelte den Kopf, klopfte sich vielsagend auf die Taille in dem engen Leinenhemd.

»Ach ja.« Drei Dohlen zwinkerte Geralt zu. »Die Mädchen achten auf die Figur. Herr Wirt, den Hammel-

braten nur für uns beide. Das Bier bring gleich, zusammen mit den Aalen. Mit dem Rest wart ein Weilchen, dass es nicht kalt wird. Wir sind nicht zum Fressen gekommen, sondern einfach, um die Zeit zu verplaudern.«

»Verstehe.« Der Wirt verneigte sich nochmals.

»Umsicht ist wichtig in deinem Beruf. Komm, streck die Hand aus, mein Lieber.«

Goldmünzen klimperten. Der Schankwirt zog den Mund bis an die Grenze des Möglichen breit.

»Das ist keine Anzahlung«, ließ Drei Dohlen wissen. »Das ist ein Draufgeld. Und jetzt geschwind in die Küche, guter Mann.«

In dem Alkoven war es warm. Geralt öffnete den Gürtel, zog den Kittel aus und krepelte die Hemdsärmel hoch.

»Wie ich sehe«, sagte er, »leidest du nicht unter Mangel an Barem. Du lebst von den Vorrechten des Ritterstandes?«

»Zum Teil.« Drei Dohlen lächelte und vermied Einzelheiten.

Mit den Aalen und einem Viertel des Fässchens waren sie bald fertig. Auch die beiden Serrikanerinnen verschmähten das Bier nicht, und beide wurden alsbald sichtlich fröhlicher. Sie tuschelten etwas miteinander. Vea, die größere, brach plötzlich in kehliges Lachen aus.

»Reden die Mädchen die Gemeinsprache?«, fragte Geralt leise und betrachtete sie aus den Augenwinkeln.

»Wenig. Und sie sind nicht gesprächig. Was zu loben ist. Wie findest du die Suppe, Geralt?«

»Hmm.«

»Lass uns trinken.«

»Hmm.«

»Geralt.« Drei Dohlen legte den Löffel hin und stieß würdevoll auf. »Lass uns für einen Moment auf unser Ge-

spräch von unterwegs zurückkommen. Soweit ich verstanden habe, ziehst du als Hexer überall in der Welt umher, und wenn du unterwegs auf ein Ungeheuer triffst, tötest du es. Und verdienst damit dein Geld. Darin besteht der Hexerberuf?«

»Mehr oder weniger.«

»Und es kommt vor, dass du eigens gerufen wirst? Sagen wir, ein Spezialauftrag. Was dann – reitest du hin und führst ihn aus?«

»Kommt drauf an, wer da ruft und wozu.«

»Und für wie viel?«

»Das auch.« Der Hexer zuckte mit den Achseln. »Es wird alles teurer, und das Leben muss weitergehen, wie eine mir bekannte Zauberin zu sagen pflegte.«

»Eine ziemlich wählerische Betrachtungsweise, sehr praktisch, würde ich sagen. Aber die Grundlage bildet ja eine bestimmte Idee, Geralt. Der Konflikt der Mächte der Ordnung mit den Mächten des Chaos, wie ein mir bekannter Zauberer zu sagen pflegte. Ich habe mir vorgestellt, dass du eine Mission erfüllst, die Menschen vor dem Bösen schützt, immer und überall. Ohne Wenn und Aber. Dass du auf einer deutlich festgelegten Seite der Palisade stehst.«

»Die Mächte der Ordnung, die Mächte des Chaos. Schrecklich große Worte, Borch. Natürlich willst du mich auf einer bestimmten Seite der Palisade sehen, und das in einem Konflikt, der, wie allgemein angenommen wird, lange vor uns begonnen hat und noch andauern wird, wenn es uns längst nicht mehr gibt. Auf welcher Seite steht der Schmied, der ein Pferd beschlägt? Unser Wirt, der da gerade den Topf mit dem Hammelbraten bringt? Was, meinst du, bestimmt die Grenze zwischen dem Chaos und der Ordnung?«

»Sehr einfach.« Drei Dohlen blickte ihm direkt in die

Augen. »Das, was das Chaos vertritt, ist die Bedrohung, die angreifende Seite. Die Ordnung dagegen ist die bedrohte Seite, die der Verteidigung bedarf. Die Verteidiger braucht. Ach, lass uns trinken. Und uns an den Braten machen.«

»Richtig.«

Die auf ihre Figur bedachten Serrikanerinnen legten eine Essenspause ein, die sie mit beschleunigtem Trinken füllten. Veä, über die Schulter ihrer Gefährtin gebeugt, flüsterte wieder etwas, wobei sie mit dem Zopf über die Tischplatte fegte. Tea, die Kleinere, lachte laut auf und blinzelte fröhlich mit den tätowierten Lidern.

»So«, sagte Borch, während er einen Knochen abnagte. »Fahren wir mit unserem Gespräch fort, wenn du erlaubst. Ich habe verstanden, dass du keinen besonderen Wert darauf legst, dich auf eine der beiden Mächte festzulegen. Du machst deine Arbeit.«

»Mach ich.«

»Aber dem Konflikt zwischen Chaos und Ordnung kannst du nicht ausweichen. Obwohl du diesen Vergleich benutzt hast, bist du kein Schmied. Ich habe gesehen, wie du arbeitest. Du gehst in einen Keller in den Ruinen und kommst mit einem erschlagenen Basilisken heraus. Es gibt da, mein Lieber, einen Unterschied zwischen dem Beschlagen eines Pferdes und dem Töten von Basilisken. Du hast gesagt, wenn der Lohn stimmt, eilst du bis ans Ende der Welt und erledigst das Geschöpf, das man dir bezeichnet. Sagen wir, ein wütender Drache verwüstet...«

»Ein schlechtes Beispiel«, unterbrach ihn Geralt. »Siehst du, schon kommst du mit deinem Chaos und deiner Ordnung durcheinander. Denn Drachen, die zweifellos das Chaos vertreten, töte ich nicht.«

»Wie das?« Drei Dohlen leckte sich die Finger ab. »Ausgerechnet! Schließlich ist unter allen Ungeheuern der Dra-

che wohl das schädlichste, grausamste und gefräßigste. Das widerwärtigste Scheusal. Er fällt Menschen an, speit Feuer und raubt diese ... na, Jungfrauen. Solche Geschichten hört man doch oft genug. Es kann nicht sein, dass du als Hexer nicht ein paar Drachen auf dem Konto hast.«

»Ich mache keine Jagd auf Drachen«, erklärte Geralt trocken. »Auf Gabelschwänze schon. Auf Flugschlangen. Auf Flatterer. Aber nicht auf echte Drachen, grüne, schwarze und rote. Nimm das einfach zur Kenntnis.«

»Du überraschst mich. Aber schön, ich hab's zur Kenntnis genommen. Genug übrigens von den Drachen, ich seh am Horizont etwas Rotes, das werden wohl unsere Krebse sein. Lass uns trinken!«

Knackend zerbissen sie die roten Panzer, schlürften das weiße Fleisch heraus. Das Salzwasser spritzte und lief ihnen über die Handgelenke. Borch schenkte Bier nach, das er mit der Kelle vom Boden des Fässchens holte. Die Serrikanerinnen waren noch lustiger geworden, beide ließen mit anzüglichem Lächeln den Blick durch die Schenke schweifen, der Hexer war sich sicher, dass sie Gelegenheit zu einem Abenteuer suchten. Drei Dohlen musste das auch bemerkt haben, denn plötzlich drohte er ihnen mit einem am Schwanz gehaltenen Krebs. Die Mädchen begannen zu kichern, und Tea spitzte die Lippen wie zum Kuss und kniff ein Auge zusammen – bei ihrem tatöwiierten Gesicht sah das makaber aus.

»Die sind wild wie der Teufel.« Drei Dohlen zwinkerte Geralt zu. »Man muss ein Auge auf sie haben. Bei ihnen, mein Lieber, geht's ruck-zuck, und ehe man sich's versieht, fliegen ringsum die Fetzen. Aber sie sind ihr Geld allemal wert. Wenn du wüsstest, was sie können ...«

»Ich weiß.« Geralt nickte. »Eine bessere Eskorte findet man schwerlich. Serrikanerinnen sind die geborenen Kriegerinnen, von Kindesbeinen an im Kampfe ausgebildet.«

»Das meine ich nicht.« Borch spuckte einen Krebsfuß auf den Tisch. »Ich meinte, wie sie im Bett sind.«

Geralt warf einen beunruhigten Blick auf die Mädchen. Beide lächelten. Vea langte mit einer blitzschnellen, fast unsichtbaren Bewegung nach der Schüssel. Während sie den Hexer aus zusammengekniffenen Augen ansah, zerbiss sie krachend die Schale. Aus ihrem Mund troff das Salzwasser. Drei Dohlen rülpste vernehmlich.

»Also machst du, Geralt«, sagte er, »keine Jagd auf Drachen, grüne und andersfarbige. Zur Kenntnis genommen. Aber warum, wenn man fragen darf, nur auf diese drei Farben nicht?«

»Vier, wenn man es genau nimmt.«

»Du hast von dreien gesprochen.«

»Du interessierst dich sehr für Drachen. Aus einem bestimmten Grunde?«

»Nein. Reine Neugier.«

»Aha. Was diese Farben betrifft, so beschreibt man damit üblicherweise die echten Drachen. Obwohl die Beschreibung nicht exakt ist. Die grünen Drachen, die bekanntesten, sind eher grau, wie gewöhnliche Flugschlangen. Die roten sind praktisch rötlich oder ziegelrot. Für die großen Drachen von dunkelbrauner Farbe hat sich die Bezeichnung ›schwarz‹ eingebürgert. Am seltensten sind die weißen Drachen, so einen hab ich nie gesehen. Sie leben weit im Norden. Heißt es.«

»Interessant. Und weißt du, von was für Drachen ich außerdem gehört habe?«

»Ich weiß.« Geralt nahm einen Schluck Bier. »Von denselben, von denen ich auch gehört habe. Goldenen. Die gibt es nicht.«

»Aus welchem Grunde behauptest du das? Weil du nie einen gesehen hast? Einen weißen hast du anscheinend auch nie gesehen.«

»Darum geht es nicht. Jenseits des Meeres, in Ophir und Sangwebar, gibt es weiße Pferde mit schwarzen Streifen. Die hab ich auch nie gesehen, aber ich weiß, dass es sie gibt. Aber der goldene Drache ist eine Mythenschöpfung. Eine Legende. Wie der Phönix zum Beispiel. Phönixe und goldene Drachen gibt es nicht.«

Vea, die Ellenbogen aufgestützt, schaute ihn interessiert an.

»Du weißt sicherlich, wovon du redest, du bist der Hexer.« Borch schöpfte Bier aus dem Fässchen. »Ich denke aber, dass jeder Mythos, jede Legende einen Ursprung haben muss. Und in diesem Ursprung liegt etwas.«

»Stimmt«, bestätigte Geralt. »Meistens ein Traum, ein Wunsch, eine Sehnsucht. Der Glaube, dass es keine Grenzen des Möglichen gibt. Und manchmal der Zufall.«

»Eben, der Zufall. Vielleicht gab es einmal einen goldenen Drachen, eine einmalige Mutation?«

»Wenn es so war, dann hat ihn das Los aller Mutanten ereilt.« Der Hexer wandte den Kopf ab. »Er war zu verschieden, um überdauern zu können.«

»Ha«, sagte Drei Dohlen, »jetzt widersprichst du den Naturgesetzen, Geralt. Mein Bekannter, der Zauberer, pflegte zu sagen, dass in der Natur jedes Wesen seine Fortsetzung hat und fort dauert, auf die eine oder andere Weise. Das Ende des einen ist der Beginn von etwas anderem, es gibt keine Grenzen des Möglichen, zumindest kennt die Natur keine.«

»Ein großer Optimist war dein Zauberer. Nur eins hat er nicht berücksichtigt: einen Irrtum der Natur. Oder derjenigen, die mit ihr gespielt haben. Der goldene Drache und dergleichen Mutanten, soweit es sie gegeben hat, konnten nicht überdauern. Dem stand wohl eine sehr natürliche Grenze des Möglichen entgegen.«

»Was ist das für eine Grenze?«

»Mutanten« – die Muskeln in Geralts Gesicht zuckten heftig –, »Mutanten sind unfruchtbar, Borch. Nur in Legenden kann überdauern, was in der Natur nicht zu überdauern vermag. Nur Legende und Mythos kennen keine Grenzen des Möglichen.«

Drei Dohlen schwieg. Geralt betrachtete die Mädchen, ihre plötzlich ernst gewordenen Gesichter. Vea neigte sich unerwartet zu ihm herüber, legte einen harten, muskulösen Arm um seinen Hals. Er spürte ihre vom Bier feuchten Lippen auf der Wange.

»Sie lieben dich«, sagte Drei Dohlen langsam. »Verdammt will ich sein, sie lieben dich.«

»Was ist daran ungewöhnlich?« Der Hexer lächelte traurig.

»Nichts. Aber das müssen wir begießen! Wirt! Noch ein Fässchen!«

»Übertreib nicht. Höchstens einen Krug.«

»Zwei Krüge!«, blaffte Drei Dohlen. »Tea, ich muss mal eben raus.«

Die Serrikanerin stand auf, nahm den Säbel von der Tischplatte, ließ einen scharfen Blick durch den Saal schweifen. Obwohl zuvor etliche Augenpaare, wie der Hexer bemerkt hatte, angesichts des prallen Geldbeutels ungut aufgeleuchtet hatten, machte niemand Anstalten, Borch zu folgen, der leicht wankend auf den Ausgang zum Hof hin zuging. Tea zuckte mit den Schultern und folgte ihrem Dienstherrn.

»Wie heißt du wirklich?«, fragte Geralt die am Tisch Zurückgebliebene. Vea ließ die weißen Zähne blitzen. Ihr Wams hatte sie weit aufgeschnürt, fast bis an die Grenze des Möglichen. Der Hexer zweifelte nicht daran, dass das die nächste Attacke auf den Saal war.

»Alveaenerle.«

»Schön.« Der Hexer war sich sicher, dass die Serrikane-